

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 169.

Posen, den 26. Juli 1928.

2. Jahrg.

Copyright Carl Duncker Verlag, Berlin 1927.

Scarlett Trent.

Der Roman eines starken Mannes.

Von Ernst Philippus.

22. Fortsetzung.

(Nachdruck untersagt.)

„Sie haben — nicht — nicht das Recht, so zu handeln,“ stammelte Cathcart.

Trent lachte spöttisch auf.

„Das werden Sie ja sehen. Ich habe nie viel Vertrauen zu Ihnen gehabt. Sie scheinen den Posten auch nur durch Protektion erhalten zu haben. Also machen Sie schleunigst, daß Sie fortkommen. Etwaige Zahlungsansprüche können Sie in London geltend machen.“

„Meine Kleider und mein sonstiges Eigentum sind doch noch hier,“ begann Cathcart.

Trent legte ihm die Hände auf die Schulter und schob ihn hinaus.

„Ich werde Ihre Habe ins Hotel schicken. Und nehmen Sie einen guten Rat von mir: Bleiben Sie mir aus den Augen, bis Sie ein Schiff gefunden haben, das Sie nach dem Ort bringt, wo man Geld für Nichtstun bekommt. Sie gehören zu den Leuten, die mein Blut in Wallung bringen, und es herrscht hier ein zu schlechtes Klima, um sich von jemandem in Zorn bringen zu lassen.“

Cathcart ergab sich. „Ich bin ja neugierig, wer Ihre Straße anlegen wird,“ rief er höhnisch.

„Ich selber,“ schrie Trent ihm nach. „Bilden Sie sich nur nicht ein, daß ich mich durch Kleinigkeiten abhalten lasse, genau so wenig wie jeder andere, der weiß, was er will. Der Weg wird angelegt werden von dem Baum aus, den wir als Ausgangspunkt bezeichnet haben, bis zum Herzen Bekwandos.“

Mit lautem Schlag warf er die Tür zu und trat wieder ins Zimmer. Der junge Mann saß noch auf seinem Schemel mit einem Zirkel beschäftigt.

„Was wollen Sie noch hier?“ knurrte Trent. „Machen Sie, daß Sie fortkommen — hinter Ihrem Chef her!“

Der andere sah auf. Er hatte ein zartes, bleiches Gesicht, aber einen Mund, ebenso willensstark wie der Trents.

„Ich denke gerade über die erste Kurve bei Kurru nach, Herr Trent,“ sagte er. „Ich bin mir noch nicht ganz klar über die Stelle.“

Trents Gesicht entspannte sich. Er streckte dem andern die Hand hin: „Junger Mann, ich werde Ihr Glück machen, so wahr ich Scarlett Trent heiße.“

„Den Weg werden wir bestimmt machen!“ war die lächelnde Antwort.

XXVIII.

Vielleicht hatte Trent in diesen Tagen die schwerste Zeit seines Lebens zu bestehen. Das Werk wurde mit ungefährr einem Duzend Negern in Angriff genommen, während Trent, nur mit dem Notwendigsten bekleidet, angestrengt mitarbeitete. Innerhalb einer Woche waren die Fischerboote entbunkert — alle waren beim Straßen-

bau beschäftigt. Die Arbeit war schwer, aber der Verdienst glänzend. Es wurden ansehnliche Fortschritte gemacht, und die Berechnungen des jungen Landvermessers waren ohne Fehl. Trent sandte fortwährend telegraphische Nachrichten.

„Habe Cathcart wegen Unfähigkeit entlassen — Weg begonnen — gute Fortschritte,“ depechierte er die erste Woche.

Bald darauf kam die Antwort:

„Cathcart drahtet aufgeben — Plan unausführbar — Aktien fallen — Drahtantwort.“

Trent ballte die Fäuste, und die Bemühungen, die er äußerte, ließen jungen Gesährten, der ihn noch nie so zornig gesehen hatte, erstaunt aufblicken. Dann schlüpfte er in seine Jacke und ging zum Telegraphenbüro.

„Cathcart lügt — habe ihn wegen Feigheit und Untauglichkeit entlassen — Arbeit in vollem Gang — Weg wird innerhalb sechs Monaten fertig sein — unsere Freunde sollen keine Aktien verkaufen.“

Mit neuem Eifer stürzte Trent sich in die Arbeit. Ueberall in die Umgebung sandte er die gleiche Anfrage nach Arbeitskräften und Borräten. Das Geld zerfloß unter seinen Fingern, aber er schöpfte aus einer bodenlosen Geldkiste. Tag um Tag meldeten sich mehr Eingeborene und heruntergekommene Weiße zur Arbeit. Ueber die wellenförmige Ebene erstreckte sich bald weit der schnurgerade, mit grobem Kies bedeckte Landstreifen nach dem Horizont. Eine Arbeitskolonne zog voraus, das Gras fortzumähen, eine zweite stampfte die feingeklopften Steine in die Erde. Der Landvermesser wurde mager und braun. Trent und er arbeiteten, als ob ihr Leben davon abhinge. So fuhren sie fort, bis die erste Arbeitsgruppe in die Nähe des Waldbrandes kam, hinter dem das Dorf Bekwando lag.

Jetzt begann eine sehr sorgenvolle Zeit. Denn was Trent und der junge Straßenbauingenieur und wenige andere noch wußten, würde bestimmt die Hälfte der Eingeborenen in die Flucht gesandt haben, hätten sie nur einen Bruchteil davon geahnt. Aus dem Fort wurden einige Soldaten angefordert und Waffen an diejenigen, die damit umzugehen verstanden, verteilt. Nachts wachten abwechselnd Männer an den großen Lagerfeuern, die am Rande des Arbeitsgebiets brannten. Trent und sein junger Assistent lösten sich ab, den geladenen Revolver neben sich und die Augen auf den dunklen Waldsaum geheftet, aus dem keine anderen Geräusche drangen als das Zirpen der Nachtvögel und die wilden Schreie der Tiere. Doch wollte Trent nicht, daß irgendwelche Vorsichtsmaßregel versäumt wurde. Je tiefer sie vordrangen, desto mehr waren sie auf der Hut. Endlich kam das erste Lebenszeichen von den Einwohnern Bekwandos. In einer frühen Morgenstunde zerteilte ein brennender Wurfspeer die Dunkelheit und drang zischend und zitternd in den Boden, nur wenige Fuß von Trent und seinem Assistenten entfernt. Trent trat schnell und unauffällig das Feuer aus. Aber der andere schlich sich fort und flüsterte jedem, von dem er wußte, daß er seinen Mann stehen würde, eine Warnung zu.

In dieser Nacht jedoch erfolgte kein Angriff. Auch in der folgenden Nacht; am dritten Abend unterhielt sich

Trent mit dem Landvermesser, der offen seine Nervosität zugab.

„Nicht, daß ich mich fürchte,“ sagte er lächelnd, „aber den ganzen Tag schon habe ich das Gefühl, als ob wir belauert werden. Ich bin überzeugt, daß die schwarzen Halunken sich dort am Waldesrand versteckt halten. Bevor der Morgen anbricht, werden wir mehr von ihnen wissen.“

„Wenn sie kämpfen wollen, dann ist es mir je eher, desto lieber,“ entgegnete Trent. „Ich möchte gern einen Abgesandten zum König schicken; aber ich fürchte, man wird ihn ermorden. Onkel Sam will nicht kommen. Ich habe schon zweimal nach ihm geschickt.“

Der andere sah vor und hinter sich auf die langen Streifen aufgeworfener Erde.

„Herr Trent,“ brach der Assistent unvermittelt hervor, „Sie sind ein Genie. Tatsächlich, dieser Weg ist ein erstaunliches Werk für die ungeübten Kräfte und die mangelhaften Maschinen, die uns zur Verfügung stehen. Ich weiß allerdings nicht, wieviel Erfahrung Sie im Straßenbau haben.“

„Gar keine.“

„Dann ist es wunderbar.“

Trent sah ihn an mit einem Lächeln, wie es nur wenige Menschen bisher bei ihm gesehen hatten. „Ein großer Teil der Ehre kommt Ihnen zu, Davenant,“ sagte er. „Ich hätte den Entwurf nie allein zeichnen und berechnen können. Ob ich es zu Ende bringe oder nicht — diese Arbeit wird doch eine gehörige Anzahl Stufen auf Ihrer Glücksleiter bedeuten.“

Der Jüngere lachte. „Noch nie in meinem Leben habe ich eine Arbeit mit solcher Freude ausgeführt. Wenn ich allein schon den Unterschied zwischen dem Leben hier und dem in meinem Londoner Büro bedenke, überläuft es mich kalt. Hier ist es herrlich! Ich wüßte bisher nicht, was das Leben eigentlich sein kann.“

Trent starrte gedankenverloren in das Lagerfeuer. „Sie haben heute Post bekommen,“ fuhr Davenant fort. „Wie sieht es in London aus?“

„Ich bin ziemlich zufrieden,“ antwortete Trent. „Cathcart hat versucht, Unheil zu stiften, soviel er konnte; aber es hat ihm nicht viel genützt. Meine Telegramme sind veröffentlicht worden, und augenblicklich werden wohl unsere Briefe mit den Photographien, die Sie von unserer Tätigkeit hier aufgenommen haben, im Druck sein. Das war eine glänzende Idee von Ihnen.“

„Und die Aktien?“

„Haben etwas nachgelassen, aber nicht viel. Da Souza scheint nach und nach seine Posten abzustoßen, die jedoch zum größten Teil von meinen Maklern aufgekauft werden. Die Aktien stehen ungefähr auf 90 Prozent. Eine Woche nach meiner Rückkehr werden sie auf 300 und 400 Prozent stehen.“

„Und wann gehen Sie?“ fragte Davenant.

„Sobald ich hier einen geeigneten Stellvertreter habe und die Angelegenheit mit S. M. dem König von Bekwando geordnet ist. Sie werden mich dann auf einige Wochen nach London begleiten.“

Der andere strahlte. „Dann werden wir uns aber einmal gehörig amüsieren. Wissen Sie in London gut Bescheid?“

Trent schüttelte den Kopf. „Nicht besonders. Sie werden mein Führer sein.“

„Das will ich schon,“ war die vergnügte Antwort.

„Ich werde Sie überall mit hinnehmen und auch mit meiner Tante bekannt machen. Sie wird Ihnen gefallen.“

Trent nickte. „Das glaube ich auch. Nehmen Sie Ihnen ein wenig?“

„Sie ist viel klüger,“ sagte Davenant. „Aber wir waren immer gute Freunde. Sie ist die klügste Frau, die ich kenne, und verdient viel Geld mit Artikelschreiben. Aber Sie haben Ihre Zigarre fallen lassen, Trent.“

Trent suchte auf dem Boden. „Schreibt sie für Zeitungen?“ forschte er langsam. „Sieht sie Davenant?“

Der andere schüttelte den Kopf. „Sie ist eigentlich eine Kusine meiner Mutter — trotzdem nenne ich sie Tante. Wir harmonieren immer sehr gut zusammen. Sie ist kaum viel älter als ich. Ihr Name ist Wendermot — Irene Wendermot. Irene ist ein schöner Name, nicht wahr?“

Trent stand auf und murmelte etwas über verdächtige Geräusche im Busch. Er hatte dem anderen den Rücken zugewandt und die Augen starr auf den Waldsaum geheftet. In Wirklichkeit aber sah er nichts und war nur bestrebt, das rote Licht der züngelnden Flamme auf sein Gesicht fallen zu lassen. Davenant stützte sich auf die Ellbogen und spähte in die gleiche Richtung. Ein flüchtiger Ausdruck, den er auf Trents Jüngen bemerkt hatte, ließ ihn nachdenken.

Später wollte Trent sich einreden, daß es der Klang ihres Namens gewesen war, der sie gerettet hätte. Denn sein Blick, anfangs zerstreut, war gesammelt und scharf geworden. Er bückte sich plötzlich und flüsterte seinem Gefährten etwas ins Ohr. Das Wort ging von Mund zu Mund, einer nach dem anderen der bisher schlafenden Männer verschwand in dem tiefen Laufgraben. Das rote Feuer prasselte und flackerte, und nur wenige Meter von der von den Flammen erhellten Fläche entfernt krochen dunkle menschliche Gestalten wie Schlangen durch das Gras.

XXIX.

Der Angriff mißglückte vollkommen; in zehn Minuten war das Gefecht bereits vorüber. Reichlich hundert Jahre vorher besaßen die Einwohner Bekwandos, die damals noch keine Kleider trugen und kein anderes Getränk als Palmwein kannten, große Tapferkeit. Aber die Zivilisation, die sich bis zu ihren Grenzen erstreckte, hatte Onkel Sam nach Gold und Eisenbein hungrig gemacht, und er führte Rum und Branntwein ein. Damit war allmählich das Widerstandsvermögen der Wilden geschwunden und ihre Muskeln erschlafft. Als sie mit abscheulichem Kreischen, die Lanzen gefüllt, aus dem langen Gras aufsprangen, von den verhassten Eindringlingen mit ohrenbetäubendem Gewehrfeuer und Revolverkugeln empfangen, schwand ihr Mut wie Schnee unter der Sonne. Sie stocften unschlüssig, und ein Regengießen richtete große Verwüstungen in ihren Reihen an. An allen Seiten fielen die Kämpfer Bekwandos wie Regen zu Boden, und nur ungefähr ein Duzend sprang vor und kämpfte, Mann gegen Mann; die übrigen flohen mit Verzweiflungsschreien in den Urwald zurück, und niemand von ihnen wagte es, sich je wieder gegen die mächtigen Weißen aufzulehnen.

Trent war eine Zeitlang sehr in Bedrängnis, denn ein gigantischer Neger, der ihn im Licht der Flammen erkannt hatte, war, mit dem Speer in der Hand, auf ihn zugesprungen, von einigen seiner Gefährten gefolgt. Der erste Neger entging Trents Kugel und sprang ihm an die Kehle; aber im selben Moment schoß Davenant ihm durch die Schläfe — er fiel seitwärts in die Flammen des Lagerfeuers, und ein Todessehrei, durch das Lager hallend, überlörnte den Lärm des Gefechts. Ein anderer, der ihm dicht auf den Fersen folgte, wurde von Trent niedergeknallt; aber der dritte hatte ihn gefaßt, bevor er seinen Revolver abdrücken konnte. Die beiden Männer rollten in erbittertem Kampf über den Boden. Einen Augenblick sah es für Trent böse aus — ein Schlag kam auf seinen Schädel nieder, dessen Narbe nie ganz verschwinden sollte. Zum zweiten Male wurde die Keule zum tödlichen Schlag erhoben. Aber in diesem Moment machte Trent sich frei, sprang auf und schlug den abgeschossenen Revolver mit voller Kraft in das Gesicht des Negers, und während er selbst fast durch die Wucht des Schlages das Gleichgewicht verlor, feuerte ein Soldat hinter ihm dem Neger eine Kugel durchs Herz. Trent sah ihn fallen, dann brach er selbst an den Folgen des erhaltenen Schlages zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Schläft ein Lied in allen Dingen . . .

Von Kurt Doß.

Sie ist fort. — So einsam kommt mir das Zimmer vor, in dem noch ein rätselhaft süßer Duft weht. Still lehne ich mich an das kühlende Kissen, auf dem ihr schmales, blaßes Gesichtchen eben noch ruhte. Mächtig tastet Dämmerung herein, nur ein verlorener Sonnenstrahl tastet über die Bilder an der Wand, und schmückt mit glühenden Schleiern und den dunklen Schwingen der Nacht Träume über die Dinge, sie zauberhaft ihres Loosens lösend.

Leise hebt ein Ton durchs Zimmer. Und der alte Gitarrenspieler tritt aus seinem Rahmen, singt mit zerbrochener Stimme eins der rühmlichen Lieder verklungener Tage:

Wenn der Abend müde
Wandert querselbein,
Blüh'n in alle Schatten
Zwei liebe Augen hinein,

Und wenn der Schlaf mich hüllet
In seine Wunder ein,
Dann lächeln mir bunte Träume
Von den Aengeln.

Und wenn die Sonne schenket
Auch goldenlichten Schein,
Der Neuglein süßes Glühen
Wohnt tief im Herzen mein.

Ueber mir höre ich's wispern unter den Durfschennmühen:
„Wie hübsch sie ist. Er muß sie sehr lieb haben — seine Küsse waren nicht so wie damals, als wir noch jung waren und sein Leid und Freud sahen. Ich denke noch immer an das zärtliche Mädchen, das so heimlich flüsterete mit ihm, draußen auf dem Rhein, als der Mond in den Wellen badete und die Winger Lieder durch die helle Nacht jauchzte. O, die schönen Stunden! Aber jetzt ist er so still geworden, nur seine Augen sind noch jung wie immer. Seine Liebe ist tief und treu geworden.“

„Ich kenne sie,“ ruft ein Papierstern, der an den Fenstervorhang gesteckt ist, „ich habe an ihrer Brust gehangen, als sie miteinander tanzten in einem großen, lichten Saale, in dem oben die Sonne und viele, viele Sterne strahlten. Und sie war immer bei ihm, und ich weiß, wie ihr Herz pochte, als sie nach Hause wanderten. Als sie Lebwohl sagen wollte, da fiel eine Träne auf mich — und dann küßten sich beide, daß ich fast zerdrückt wurde, mir wurde fürchtbar ängstlich zumut.“

„Solch ein Unstun,“ schnarrt mein alter, guter Schläger, „ich kenne ihn gar nicht mehr wieder, früher war er so stolz auf mich. Seine blauen Augen leuchteten, wenn er mich schwang. Seine starke Hand presste mich, daß ich froh klirrte und ein frisches Liedel piffte. Aber wie weichlich ist er jetzt geworden. Beinahe geweint hätte er heute; und das nennt ihr Glück und wollt Durfschennmühen sein? Schämen solltet ihr euch, wie ich mich fast meines Herrn schämen könnte!“

„Ganz recht,“ klingt es trocken aus meinem Bücherregal. „Lieber sollte er uns vornehmen, als mit solchem Larifari seine Zeit vergeuden. Solch ein Wöbfinn, wenn da ein Weibsbild immer du, immer nur, du seuzt, das soll Glück sein? Glück gibt es gar nicht. Arbeit ist des Lebens Kern und bringt zu Ehren. Aber sowas, nein, sowas! — Gumbug!“

„Bitte, seid ihr nur ruhig!“ flüstern da ein paar Büchlein auf dem Schreibtische und suchen mich zu verteidigen. „Wenn er euch mal in die Hand nehmen will, dann höhnt er immer, viel lieber freuen sich seine klaren, lieben Augen über unsere kleinen Verse. Ja, denkt nur, mehreremal hat er auf die weißen Blätter in uns selbst klingende Zeilen geschrieben, die wir gern haben. Wollt ihr hören?“

„Verse, Verse!“ kreischt ein Foliant und klappert grollend zu.

„Mein, nur seine Verse! Ruhig, du Naseweiß!“
Mundhalten! Du Hochmut!“ Kommandiert nun meine lange Pfeife. „Was unser Herr schrieb, müssen wir hören. Erzähle nur ruhig, Kleines.“

Bezaubert hast du mich mit deinem Blick,
Mit deinen seltsam süßen Augen,
Aus denen tiefes, abgrundtiefes Glück
Herborstrahlt, wie aus einem Brunnen,
Ein goldener Stirnenreif wohl leuchtet,
Den eine Märchenkönigin verloren.

Bezaubert hast du mich mit deinem Blick,
Mit deinen seltsam trauten Augen,
Die wie zwei lichte, goldene Lore sind
In einem blumenbunten Garten,
In dem die Vögel leise singen,
Vom Duft berauscht in zauberisch linden Tönen.

Bezaubert hast du mich mit deinem Blick,
Mit deinen seltsam lieben Augen,
Die wie zwei weiße Vlienzelche sind
Aus denen kleine Esen schweben
In einem Weigen mit den Rosen,
Wenn in dem Tau der bleiche Mond sich spiegelt
Bezaubert hast du mich . . .

„Das ist hübsch,“ tuschelte am Fensterbrett eine Rosenfee und küßt innig eine Tulpe. „Weinerlicher Quatsch ist es,“ brummte der Bierseidel, „und der hat früher die derben, frischen Studentenlieder gesungen? Die ganze Welt verlockert. Mich kennt er kaum noch. Wenn er damals auch noch ein Lieb von blauen Augen und blonden Böpfen sang, dann trank er auch um so mehr, — und jetzt macht er selber solche Reime? Und guckt mich überhaupt nicht mehr an? Netzte Wirkshaft!“

Als alle schweigen, spricht die Esel aus der roten Nase: „Ihr wißt nichts von den Klagen der Vogelhehle, von der Linden Maitenluft, den aufbrechenden Blüten, nichts vom Mädchenjubil, der sich in Tränen verstummt, wenn die Nachtigall schluchzt. Ihr wißt nichts von hunger Seele, von Glücksuche! O, ihr kennt die Stede nicht!“

Und sie küßt wieder den schmutzen Stif der Tulpe.

Johannes Heinrich Braach.

Gedicht der Ernte.

So um die Zeit,
da Sommerwinde bürre Gräser wiegen,
sich Korngefüllte Wehren tief zu Boden kiegen,
so um die Zeit,
da Bauern sich vor ihre Scheunen setzen
und Sicheln dengeln, Sensen wehen,
da erste Esen in gefäete Wälder klingen,
vom Sterben klagen und vom Leben singen,
da erste Schnitter sich ans Ernten machen,
spür ich das alte Bauernblut in mir erwachen.

Und mit den Rücken, die sich an die Erde drücken,
fühle ich mich beugen und fühle ich mich bücken,
ich — Dichter — wiege scharfe Schneiden in der Hand
und zücke sie vermessen in die goldne Wand,
verlehe mich am Stein, stech mich an Disteln wund
und troge durch den Tag mit eingestaubtem Mund.
Ich rasse Halme, halte mit den Schnittern Schritt
und trage ihrer schweren Arbeit Mühsal mit.
Des körperlichen Wertes bin ich gläubigegossen
und ahne, aberstreut mit Fasern, Stroh und Sprossen,
so um die Zeit,
da blondes Brot im weiten Anger steht
und Reife durch der Halme Wimpel weht,
die Lust am emsigen Sichregen, Schaffen
und die Begier am Sammeln, Ernten, Raffen.

So um die Zeit,
da altes Bauernblut in mir erwacht,
empfinde ich die ungeheure Macht
der allen Menschen eignen Erdbundenheit
und der die Ernter segnenden Glückseligkeit.
So um die Zeit
der kranzgeschmückten aufgesperzten Scheunentür
dringt es erkennend auf mich ein, brich's froh herfür,
daß jede Tat und die Erfolge, die uns werden —
sei es beim Denker, Dreher oder Knecht von Pferden —
wie Korn mit Sonnenglut erfüllt, gepeitscht von Wind
und zwischen Saat und Ernte eingeschlossen sind.
So um die Zeit.

Denen nicht die Seriensonne lacht.

Stimme von Hermann Der.

(Nachdruck verboten.)

„... zurzeit Bad Gms, Hotel Dranien.“

Einen Augenblick unterbrach Profurist Helle sein Diktat. Hilde Ding, die Stenotypistin, ließ die schmalen, blaffen Handrücken sinken, der geklapperte Laft der Maschine schwieg.

„Bad Gms“, flüsterten die dünnen Lippen der Dreiundzwanzigjährigen. Ihre Brust weitete sich im Gefühl der Unnehmlichkeiten, die der Aufenthalt in einem Bade gerade jetzt, wo das Thermometer eine Temperatur von 40 Grad zeigte, bieten mußte. Die Reisefernsucht nahm sie so gefangen, daß sie an den gestrengen Profuristen, der über einen wirkungsvollen Einleitungssatz zu dem Brief an seinen in Kur weilenden Chef nachsann, die Frage richtete: „Möchten Sie, Herr Helle, bei der Gluthitze dieser Tage nicht auch in irgendeinem Bad oder sonst zur Kur sein?“ Etwas verärgert über diese Unterbrechung entgegnete der Profurist: „Ich fahre in vier Wochen an die See!“

Da wagte Hilde Ding nichts mehr zuzugewand; denn sie hatte sich für ihren in acht Tagen beginnenden zweiwöchigen Urlaub ein kleines Zimmer in einer im nahen Gebirge gelegenen bescheidenen Sommerfrische gemietet. Fünf Mark den Tag. Das machte immerhin mit allem, was an Nebenausgaben noch dazukam, schon eine ansehnliche Summe bei dem bescheidenen Gehalt, das sie bezog, und mit dem sie den Lebensunterhalt für sich und ihre Mutter

bestreiten mußte, aus. Die alte Mutter nahm sie selbstverständlich in die Sommerfrische mit. Oh, es sollten herrliche Tage werden.

Und während sie nun weiter das Diktat des Profuristen auf der Maschine schrieb, während die Geibel tanzten, Buchstaben sich aneinanderreiheten, malte sie sich in Gedanken aus, welche köstliche Stunden sie dort broben erleben wollten. Friß, ihr Bräutigam würde bis dahin sein Motorrad haben, sie an dem Wochenende damit befahren; sie würde die frische Waldluft atmen, dem plätschernden Tappächlein lauschen und in der Stille vergessener Pfade wandeln, ihre Lieblingsdichter lesen...

...weitere kräftigende Erholung wünschend, hochachtungsvoll. Ihr ergebenere...

Schluß. Der Brief war beendet. Sie reichte Herrn Gelle die beschriebenen Blätter zur Durchsicht. Da schlug es zwölf Uhr. Mittagspause.

Hilde hing schichte sich an, sich zum Nachhauseweg fertig zu machen. Mit von Fröhlichkeit erfülltem Herzen, lustigen Sinnes ob der näherrückenden Erholungstage, ging das schnell. Seit drei Jahren sollte sich ihr diesmal der erste Kuraufenthalt ermöglichen. Immer geplant, war es in letzter Stunde nichts daraus geworden. Zuerst machte der plötzliche Tod des Vaters einen Strich durch den Plan, dann verbrauchte der Mutter 14-jähriges Kranksein mit nachfolgendem teuren Heilbadbesuch alle Ersparnisse.

Aber dieses Jahr würde es bestimmt was werden.

Mit strahlenden Augen eilte sie leichtfüßig mit den übrigen Angestellten des Bankgeschäfts dem Geschäftsausgang zu.

Noch kaum zwanzig Schritte war sie gegangen, da traf sie Friß.

„Friß, du? Was ist? Du schaut so betrübt drein?“ Nichts Gutes ahnend, fragte Hilde.

„Ach, Hilde, es wird mit dem Motorrad nichts werden. Mein Bruder ist plötzlich verunglückt... tot... Seine Witwe mit fünf Kindern sind in Not; ich will ihr mit Geld helfen. Was meinst du, Hilde? Bist du mir böse, wenn ich dich nicht in deinen Ferien besuchen kann?“

Keinen Augenblick zögerte Hilde mit ihrer Antwort.

„Friß, hilf deiner Schwägerin. Wir können auch so die Ferien verbringen. Ich bestelle mein Zimmer in der Sommerfrische ab, wir bleiben in der Stadt, machen von hier Ausflüge. Nein, Friß, du mußt deiner Schwägerin helfen.“

Das sagte Hilde, das tapferen Mädel, die drei Jahre keine Ferienreise gemacht hatte, und nun im vierten auch nicht.

Friß nickte betrübt.

Da nahm ihn Hilde in den Arm. „Kopf hoch, Friß, wir gehen jetzt zur Mutter, und die wird sich freuen!“

Wo liegt die Welt?

Eine Anekdote vom Alten Friß.

Auf einer Visitationsreise kam Friedrich der Große mit einem Konsistorialrat in eine Schule, wo ein alter Husar den Unterricht erteilte. Die Buden saßen da, aufrecht und straff wie Ladeböcke. Der König schmunzelte, er schmunzelte noch mehr, als Geographie geprüft wurde. „Wo liegt Berlin?“ — „In Preußen!“ — „Wo liegt Preußen?“ — „In Deutschland!“ — „Wo liegt Deutschland?“ — „In Europa!“ — „Wo liegt Europa?“ — „In der Welt!“ — „Wo liegt die Welt?“ — Das war Schlag auf Schlag gefolgt. — Der Konsistorialrat möchte eingreifen; er hat Bedenken gegen diese Art des Drills. — Da wiederholte auch schon der Korporal die Frage „Wo liegt die Welt?“ Und prompt, wie aus einem Munde erfolgt die Antwort „Im Argon!“ — Der König lächelte, aber der Herr Konsistorialrat lächelte nun auch.

Aus aller Welt.

Ein neues Flugzeug. Ein Franzose hat ein neues Flugzeug erfunden, das schwerer als die Luft, ohne Flügel und ohne Schraube ist. Es sieht aus wie ein zigarrenförmiges Schiffchen, das auf beiden Seiten eine Trommel hat; diese Trommeln enthalten Turbinen. Ein ganz leichter Motor treibt diese an, die dem „Gyroptère“, so heißt der neue Flugapparat, in der Luft helfen. Eine Gefahr besteht bei diesem Flugzeug gar nicht; denn wenn der Motor aussetzt und der Apparat sinkt, bleibt er doch steuerbar durch die Luft, die dann durch die Turbinen zieht. Proben mit einem kleinen Modell haben gezeigt, daß dieses Flugzeug auf jeden Fall in kleinem Maßstab verwendbar ist.

Staubfaden und Tarsenruhr. Der Bau einer Getreideblüte ist sehr einfach. Sie besteht nur aus zwei kräftigen Hüllblättern, von denen das untere die lange Granne trägt, und aus den Hüllblättern ragen, wenn die Zeit der Blüte kommt, drei an schlaffen Fäden sitzende lange, schmale Staubbeutel hervor, zwischen denen sich die zierliche, federartige Narbe befindet. Eine interessante Erscheinung, die man zum Beispiel gut an der Roggenblüte beobachten kann, ist nun das ungemein schnelle Wachstum des feinen Staubfadens. Wenn der Faden in der Bildung begriffen ist, wächst er nämlich im Verlauf einer einzigen Minute um fast zwei Millimeter, so daß er in der Tat das Zeitmaß einer mäßig großen Tarsenruhr einhält. Natürlich dauert dieses Schnellwachstum oder wie viel länger als eine oder zwei Minuten.

Zum Kopferbrechen.

Rösselsprung.

men-	zweif-	ein	un-	daß	der	gen-	denn
ste	wer-	die	ver-	re-	gang	sche	in
kur g	sehen	ste	nim-	fehl-		sche	tag
den	mer	dar		wie-	er-	sezt	set-
be-	graus	sen	durch		an-	aus	wi-
und	dann		ge-	nicht	hal-	mer-	ver-
sie	ten	sich	das	die-	er	ber	ten
auf	das	sind	in	sel-	sie	sen	som-

Namensrätsel.

e e g h o t
c e k r r t ü
a e i m m n a r
a e l n u
e g i l n s s
a e l n p t
a i m n r
a d i m n r u
c e h k k o s z
c e d e f f h i n o r
e e g g o r r s

Aus diesen Buchstaben-
gruppen sind elf Namen
bekanntester Dichter u. Schrift-
steller zusammenzustellen,
deren Anfangsbuchstaben,
von oben nach unten ge-
lesen, einen weiteren be-
kannnten Schriftsteller be-
zeichnen. R. G.

Verwandlungsaufgabe.

Bogen Birne Raute Maser Stirn
Eiger Hagel Thema Miene Kehle
Block Linle Herne Mitte Karte
Harke Heide Sturm Kamin

Jedem der Wörter ist der mittelste Buchstabe zu streichen und durch einen anderen zu ersetzen, wodurch Wörter von anderer Bedeutung entstehen. Die neu eingesehten Buchstaben, der Reihe nach abgelesen, nennen einen bekannten deutschen Dichter. O. S.

Was ist's?

Mit „h“ läuft's um die ganze Welt herum,
Mit „m“ läuft's auch, doch sagt man, es sei dumm.

R. G. W.

Besuchsartenrätsel.

Als Verlobte empfehlen sich

Berta Lettl

E m s

Albert Teit

E m s

Den Beruf des Herrn erfährt man, wenn die Buchstaben seiner Adresse oder auch die der Adresse seiner Braut entsprechend umgestellt werden. . . 65 .

Auflösung Nr. 29.

Verwandlungsaufgabe: Stephan George (geb. am 12. Juli 1868). Scrum — Tant — Etel — Rosen — Galm — Ansel — Nadel — Grier — Ernst — Odo — Reval — Graß — Etlich.

Rösselsprung: Sagt einer, er hege Menschenhaß,
Das glaubt ihm nicht, es ist sein Spaß.
Oder es liegt im dicken Blut,
Im schlechten Wetter, im üblen Mut. —
Wenn das Herz sich ausgeweint,
Wenn die Sonne wieder scheint,
Wird die Welt auch schön und rein
Und der Haß verschwinden sein.
(Ed. von Bayernfeld.)

Silberrätsel: Die glückliche Errettung General Nobles und seiner Begleiter. 1. Dixer. 2. Jume. 3. Export. 4. Gummi. 5. Linde. 6. Ural. 7. Elbing. 8. Celle. 9. Prummstab. 10. Lorbeer. 11. Nise. 12. Chaplin. 13. Erbsdrei. 14. Gibe. 15. Resmis. 16. Rheinland. 17. Einhorn. 18. Torgau. 19. Türckis. 20. Urne. 21. Nidel. 22. Gorki. 23. Gottlieb. 24. Echo. 25. Nielsen. 26. Enfel. 27. Noja.

Magisches Zahlenquadrat:

11	12	7
6	10	14
13	8	9